

Der Brief ... : eine Erzählung aus dem schweizerischen Volksleben

Autor(en): **Bieri, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **223 (1950)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Brief...

Eine Erzählung aus dem Schweizerischen Volksleben
von Friedrich Bieri

Eines schönen Tages bringt der unermüdete Briefträger Herr Johann Gegenschaß einen Brief, der den Poststempel „Oberwil“ trägt.

Oberwil...? Was ist es, das dem Empfänger beim Entziffern dieses Poststempels eine leichte Röte ins Gesicht treibt? Und was sind es für Gedanken, die ihn bewegen, als er eine Weile noch den uneröffneten Brief in der gesenkten Hand hält? — Herr Johann Gegenschaß überfliegt nochmals die Adresse des grauweißen Couverts. In fast kindlichen Schriftzügen und in einer sehr bedenklichen Orthographie ist darauf zu lesen: „An den Herrn Johan Gegenschaß, Kolonialwaren en Gros, in Hubertshausen. — Sehr dringend!“

Offenbar kennt Herr Johann Gegenschaß diese Schrift, denn ein Ausdruck der Rührung stiehlt sich sehr deutlich in seine markanten Gesichtszüge ein. Fast scheint es, als ob seine Hand zittere, nachdem er den mit dickem, rotem Siegellack geschlossenen Brief geöffnet hat. In diesem aber steht, von derselben Hand wie auf dem Umschlag, folgendes geschrieben:

„Mein lieber Johan!“

Neunzehn Jahre sind es jetzt, daß Du nichts mehr hast hören lassen. Aber auch ich habe seitdem nichts mehr von mir hören lassen. Viel, viel Leid ist inzwischen über mich gekommen. Hundertmal habe ich die Feder in der Hand gehabt, um Dir zu schreiben, aber mein Stolz hielt sie mir immer wieder zurück. Es war doch besser so. Warum ich jetzt schreibe? Das wirst Du am Schlusse dieses Briefes erfahren. Jetzt aber muß ich Dir sagen, daß ich wenige Monate, nachdem Du von uns gegangen bist, Mutter wurde von einer Tochter, die Johanna getauft ward. Es ist ja dein Kind! — Ich glaubte es ohne dich fortbringen zu können. Ich hab's auch schwer genug bis jetzt fortgebracht, aber die Kräfte verlassen mich. Die Johanna ist jetzt doch schon achtzehn Jahre alt; sie ist ein sauberes und liebes Mädchen. Es ist ganz Dein Bild, auch so lustig wie Du, wenn's nur nicht — — sei mir nicht böse! — auch so leicht wird wie Du! Bis jetzt ist sie brav ge-

wesen — aber wenn ich tot bin? Sie hat niemanden auf der Welt. Meine Stieffchwester, die Rosa, möcht' sie nicht verlassen, aber sie ist selber jetzt schon gebrechlich. — Also, Johann, es ist das letzte Wort, nach so langer Zeit. Wenn ich gestorben bin, behalte das verlassene Mädchen im Auge! Mehr verlange ich nicht. Sie wird sich später schon durchschlagen, wie ihre Mutter. Nur verspreche mir, daß Du... Es zerreißt mir das Herz, aber es kann nicht anders sein! Und so leb' wohl, Johann! Ich verzeihe Dir alles — hab's längst schon getan — es war unser Schicksal. Lebe recht wohl, denn ein gutes Herz hast Du doch alleweil noch gehabt. — Diesen Brief bekommst Du erst, wenn ich im Grabe bin. Die Rosa wird ihn Dir schicken...

Deine Hedwig Sommerhalder.“

Der Inhalt dieses Schreibens enthebt uns, den Leser mit der Vorgeschichte unserer Erzählung bekannt zu machen und die eigentümliche Lage und Stimmung zu schildern, in welche Herr Johann Gegenschaß durch diesen Brief versetzt wurde. Es war ihm vor allem, als sei ihm mit einem Male seine ganze Vergangenheit, die er fast vergessen zu haben glaubte, mit aller Lebendigkeit wiederum vor Augen getreten...!

Die gute Hedwig! Warum schwieg sie? Warum war sie so „hoffärtig“, wie man sie im Dorfe schalt? — Und wie aussichtslos war doch damals Johans Zukunft, als er das Dorf verließ, nachdem er eine Kanzlistenstelle in einem größeren Marktflecken bekommen hatte, aber kaum so viel verdiente, um gerade nicht selbst zu verhungern...! — Johanna hieß also das Kind! Sein Kind ist es! — Und sie hat es so treu gehegt und gepflegt! —

Wie aus dem stillen Grabe heraufgekommen, erscheint ihm die so gänzlich Unerwartete, und er glaubt, er müsse der Verstorbenen einen Eid leisten, daß er ihre letzte Bitte erfüllen wird. „Gottlob, daß ich jetzt kann, wie ich will!“ denkt Herr Gegenschaß. „Es ist meine Tochter! Hedwig, ich schwöre es Dir — auch ohne Zeugen: sie soll es wirklich sein!“

Man sieht, Herr Gegenschaß war ein ehrlicher Mann, und als er die Zeilen von der Hand seiner verbliebenen Liebsten leise an seine Lippen drückte, da konnte man erkennen, daß er sie aufrichtig

liebte. Aber die Träne, die ihm dabei verstohlen über die Wange floß, sagte deutlich mehr als viele Worte, daß er von wahrhafter Reue erfüllt und zerknirscht sei über die Leichtfertigkeit, mit der er die Beziehungen zu der Verstorbenen einst genommen hatte...

*

Eine Woche darauf hält das Eisenbahnzüglein in der Station Oberwil. Ein einziger Passagier verläßt den Wagen. Es ist Johann Gegenschaß. Er ist nach seiner Gewohnheit elegant gekleidet und trägt einen kleinen Lederkoffer. Vom Ausgange des Bahnhofes aus wirft er einen Blick nach Oberwil hinein, das eine gute Viertelstunde davon zwischen vielen Bäumen hindurch herübergrüßt. Da sehen ihm wohlbekannte Gebäude entgegen, aber auch ganz neue, stattliche; denn seit er das letzte Mal hier gewesen ist, hat sich Oberwil, das durch seine malerische Lage für Touristen und Ausflügler beliebt geworden ist, erweitert und vorteilhaft verändert. Es verdient gar nicht mehr, „Dorf“ genannt zu werden; denn besonders in seinem inneren Teil, der sich an das Gebirge lehnt, hat es im Laufe der Zeit einen vollkommen städtischen Charakter angenommen. Gegen die Bahn hin ist noch alles so ziemlich beim Alten geblieben. Da stehen noch die kleinen niederen Häuschen und die braunen Hütten. Und ganz vorne am äußersten Eingang in das Dorf blickt das Häuschen, in welchem seine Hedwig bei ihrer Mutter gelebt hat, zwischen zwei uralten Nußbäumen hervor.

Langsam und sinnend folgt Johann Gegenschaß einem Wege, der von der Hauptstraße abzweigt. Als er auf diesem Pfade vor dem bezeichneten Häuschen angelangt ist, senkt die Sonne eben die letzten Strahlen vom Gipfel eines felsigen Berges im Hintergrunde herab und leuchtet dem dürftigen Wohnhause verschönernd ins verkümmerte und verbrannte Antlitz. Behmut erfährt den Wanderer so mächtig, daß er sich unwillkürlich an den Stamm eines der beiden Nußbäume lehnt.

Dort — das ist das niedere Fenster mit den kleinen Scheiben, vor dem er oft gestanden hatte, um hineinzusehen, wenn Hedwig ihrer greisen Mutter beim Lichte einer armseligen Petroleumlampe aus der Bibel vorlas; da ist ferner unterhalb des Fensters die hölzerne Bank, auf der er

so oft Hand in Hand mit dem geliebten Mädchen gegessen hat...!

Endlich rafft er sich auf und sieht der Reihe nach durch die vier Fenster des Häuschens. Da sind lauter fremde Menschen, die ihm neugierig entgegensehen! Es beschleicht ihn ein eigentümliches Unbehagen, und er beschließt, für seine Unterkunft zu sorgen und erst am anderen Tage seine Tochter aufzusuchen.

Er durchschreitet das schmale Gäßchen, das nach dem Mittelpunkt eines Hofes führt. Er ist eben an der Ecke vor dem Marktplatz angelangt, als ihm aus dem geräumigen Hofe eines der Eckhäuser helles und heiteres Kinderlachen entgegenschallt. Er bleibt unwillkürlich stehen und tut einen neugierigen Blick in den halbdunkeln Hofraum. Da sieht er eine Schar ärmlich gekleideter, aber frisch und rotwangig dreinschauender Kinder, welche, teils stehend, teils auf dem Grasboden sitzend, eine Frauengestalt umgeben, deren Aufgabe es zu sein scheint, den lauschenden Kleinen heitere Geschichten zu erzählen. Denn sehr oft wird die junge Erzählerin von lustigem Richern der Kleinen unterbrochen, das an vielen Stellen von Händeklatschen begleitet wird. Johann Gegenschaß vermag nicht, es sich zu versagen, die Gruppe etwas näher zu betrachten. Er tritt zu diesem Zwecke tiefer in die Torwölbung hinein und sieht nun, daß die Erzählerin auf einem großen Steine neben einer alten, ärmlich gekleideten Frau sitzt, deren Gesicht ihm eben zugekehrt ist. Er erkennt die Frau augenblicklich, obwohl er sie seit achtzehn, ja seit bald neunzehn Jahren nicht mehr gesehen hat, und trotz des Kammers, der ihr Gesicht durchfältelt hat.

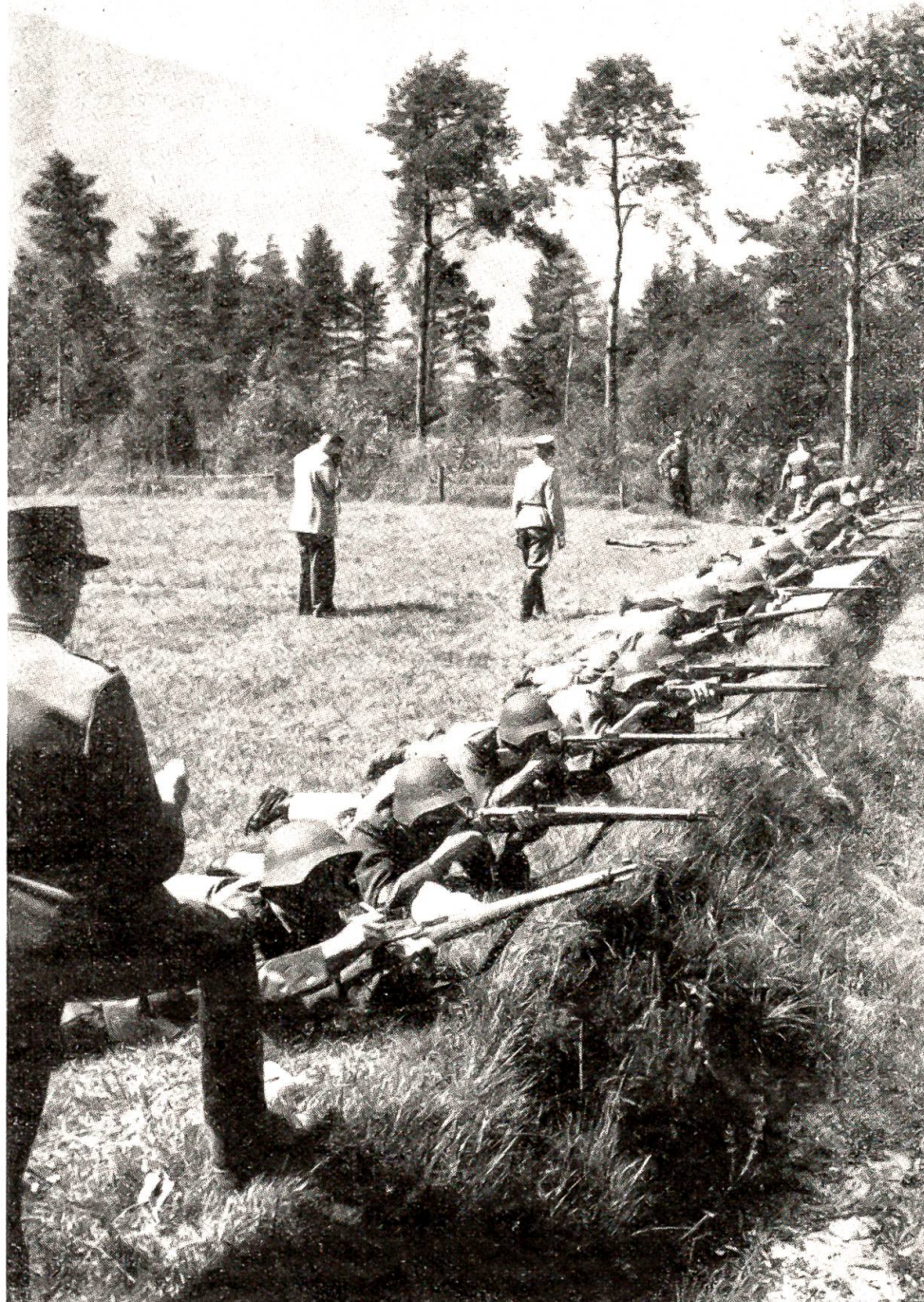
Es ist die Rosa, die Stieffchwester seiner verstorbenen Hedwig. Auch sie muß nun den Nähergetretenen erkannt haben, denn in sichtlicher Erregung ist sie plötzlich aufgestanden und macht Miene, ihm etwas zuzurufen.

„Dort ist ein Fremder!“ sagt sie zu dem Mädchen, das neben ihr mit abgewandtem Gesicht sitzt. „Frage ihn, was er denn hier sucht!“

Die also Aufgeforderte wendet sich nach dem Fremden um, und als sie die freundliche Erscheinung desselben ins Auge gefaßt hat, steht sie sofort auf und tritt ihm ohne jede Scheu entgegen:

Es ist ein ungewöhnlich schönes Mädchen, mit hellen, blauen und großen Augen und von schlanker, ebenmäßiger Gestalt. Unter dem schwar-

zen, kunstvoll geknüpften und nach rückwärts in zwei breiten Enden herabwallenden Tuche drängen sich goldblonde Zöpfe hervor. Johann Gegen-



Eidgenössisches Schützenfest 1949 in Chur
Armeewettkampf im offenen Stand auf dem Rohboden

Photopress-Bilderdienst Zürich

gen ist beim Anblick dieser unerwarteten Erscheinung wie erstarrt. Seine Lippen murmeln einen Namen: „Hedwig!“ und zwar laut genug, daß es dem Gehör der alten Frau nicht entgeht.

„Johann!“ ruft sie nun aus, überwältigt von ihrer inneren Bewegung, und sie eilt auf Herrn Gegenschak zu. Das blonde Mädchen aber bleibt überrascht und verwundert stehen.

„Rosa!“ stammelt Johann Gegenschak gerührt und drückt, noch nähergekommen, treuherzig der Frau die schwierige Hand, wobei er jedoch gleichzeitig auch einen Seitenblick nach dem staunenden Mädchen wirft.

„Sie ist's?“ fragt er leise.

„Ja, es ist die Johanna“, erwidert Rosa bebend.

„Ihr leibhaftiges Ebenbild!“ sagt Herr Gegenschak seinerseits bewegt.

„Es ist schon so“, bestätigt die Rosa halblaut, „aber ihr Temperament ist ein ganz anderes...“

„Kommt, Kinder!“ sagt nun Johanna. „Jetzt erzähle ich euch aber weiter...!“

Ein Jubelschrei der Kleinen begrüßt diese Mitteilung. Rosa jedoch mengt sich abwehrend dazwischen: „Heute ist's genug!“ sagt sie entschieden. „Geht jetzt heim, Kinder — und dann ist ja

auch schon wieder Schlafenszeit! — Morgen ist ja auch wieder ein Tag!“

Die Kinder rennen davon. — „Der Herr ist ein alter Bekannter von uns!“ erklärt Rosa nach einiger Überlegung, „ein Bekannter von mir und deiner seligen Mutter.“

Nun überfliegt Johannas Auge den Gast plötzlich mit erhöhtem Interesse.

„Willst du — wollen Sie nicht in unsere Stube treten?“ sagt die alte Rosa zu Johann Gegen- schatz.

Dieser folgt sogleich der Einladung der alten Frau.

Während nun Rosa und der Gast aus der Stadt in das Zimmer getreten sind, steht Johanna — sie weiß wohl selbst nicht warum — eine Weile sinnend draußen vor der Haustüre; dann aber setzt sie sich wieder auf den großen Stein von vorhin. Johanna sitzt allein im Hofe und sieht in den immer dunkler werdenden Himmel hinauf. Sie hört aus der Stube, in welche die Rosa mit dem eleganten, fremden Herrn getreten ist, ein undeutliches Gespräch. — „Was die Rosa nur mit dem feinen Herrn da drinnen so Wichtiges zu reden haben mag? Wer kann denn der Fremde wohl nur sein, den auch meine Mutter gekannt haben soll?“ Diese Fragen kreuzen sich wirr in dem Kopfe des jungen Mädchens.

Es beginnt kühl zu werden; Johanna erhebt sich und schreitet bedächtig ihrer Stube zu. Sie hört drinnen die wechselnden Stimmen der beiden Sprechenden. Als sie jedoch die Tür zu ihrer Kammer öffnet und in das kleine, niedere und saubere Gemach treten will, da schweigen die Redenden plötzlich. Johanna sieht die beiden for- schend an. Es kommt ihr vor, als seien Rosas Augen feucht und gerötet; aber auch auf der Wange des Gastes glaubt sie so etwas wie eine Träne bemerkt zu haben.

Eine unerklärliche Unruhe bemächtigt sich zu- folge dieser Beobachtung des jungen Mädchens.

Da erhebt sich der Fremde unvermittelt. „Es wird Nacht!“, sagt er. „Ich bin von der Reise etwas müde. Morgen bin ich so früh als möglich wieder hier. Gute Nacht, liebe Rosa!“

Er nähert sich nunmehr auch dem wartenden Mädchen. Er ergreift die rechte Hand desselben und drückt einen Kuß auf die Stirne der jäh Er-

rötenden. „Gute Nacht, mein Kind!“ sagt er dann fast unhörbar.

„Gute Nacht, Herr!“ erwidert Johanna voll- kommen verwirrt und verlegen.

Als Johann Gegen- schatz die kleine Stube ver- lassen hat, sieht Johanna noch einmal nach der Stelle hin, auf welcher der sonderbare Gast soeben erst noch gestanden hat. Dann schaut sie nach der Rosa hin; diese aber weicht ihrem Blicke ganz offensichtlich aus und macht sich bereit, schweigend zu Bette zu gehen.

Bald haben die beiden das Lager gefunden; aber Johanna kann die ganze darauffolgende Nacht nicht schlafen. Es ist ihr, als habe mit dem plötzlichen Erscheinen des Fremden etwas Un- erklärliches in ihr bisher so stilles Leben ein- gegriffen. . .

*

Am folgenden Morgen graut der Tag kaum, als Johanna schon wach im Bette aufsteht. Sie kann dem Drange nicht mehr widerstehen, endlich zu erfahren, wer der Fremde von gestern eigent- lich gewesen ist. Endlich regt sich auch die Rosa im Bette drüben. Johanna, welche dies bemerkt hat, springt aus dem Bett und setzt sich auf den Bettrand ihrer Verwandten. — „Rosa!“ beginnt sie, „ich weiß nicht, was es ist — aber seit dieser fremde Herr bei uns erschienen ist, läßt es mir keine Ruhe mehr. Ich bitte dich: sage mir, wer er ist!“

Rosa drückt das Mädchen liebevoll an sich. „Du sollst es erfahren!“ sagt sie hierauf, „denn wer sollte es schließlich mehr zu wissen nötig haben wie du?“

Johanna blickt sie in gespanntester Erwar- tung an.

Und dann erzählt Rosa in ihrer schlichten Art alles, was sie von dem Verhältnisse des Fremden zu Johannas Mutter und von Herrn Johann Gegen- schatz, dessen Verhältnissen und von seiner Absicht, Johanna als sein Kind anzunehmen, weiß. . .

Lange ist Rosa mit ihrer Mitteilung zu Ende — und Johanna sitzt immer noch schweigend und innerlich zutiefst bewegt da. Rosa muß sie endlich ermuntern, denn es war so, als wenn Johanna wachend träume. „Zieh dich an, Johanna“, sagt sie, „und nimm heute dein schönstes Kleid aus

dem Kasten und hänge das silberne Kreuzchen um, das deine Mutter immer getragen hat. Es wird nicht lange mehr dauern, so wird dein Vater wieder hier sein!"

Johanna hat die Sprecherin sehr wohl verstanden; aber sie sagt auch jetzt noch kein Wort. Stumm kleidet sie sich indessen an, kämmt ihre schönen und dichten Haare, setzt das geblünte Kopftuch auf und hängt das silberne Kreuzlein um den schneeweißen Hals. Dies alles aber tut sie, ohne sich des kleinen, halbblinden Spiegels zu bedienen, der unter einem großen, geschnitzten Holzkreuz an der gegenüberliegenden Wand hängt.

Eine halbe Stunde vergeht hernach; über Johannas Lippen kommt auch jetzt noch keine Silbe...

Rosa, welche sonst an die sprudelnde Heiterkeit des allzeit fröhlichen Mädchens gewöhnt ist, schüttelt ein um das andere Mal den grauen Kopf über die Veränderung, welche in so kurzer Zeit mit dem Mädchen vorgegangen zu sein scheint.

Endlich knirschen Schritte, die sich über den Sandweg des Hofraumes der Haustüre nähern. Johanna wird totenbleich, und ihre kleine Hand fährt nach der Stelle des Herzens.

Die Türe öffnet sich kurz nachher und Johann Gegenstach tritt ein. Er sieht sich fragend nach der Rosa um; diese nickt fast unmerklich mit dem Kopfe. Johann streckt die Arme nach Johanna aus: „Mein Kind!“, sagt er herzlich und sichtlich gerührt.

Johanna ist aufgestanden von ihrem Sitz, den sie kurz vor dem Erscheinen von Johann Gegenstach eingenommen hat; aber sie bleibt unbeweglich wie eine Statue stehen, und ihre Blicke vermögen nicht, denjenigen jenes Menschen zu begreifen, den sie ihren Vater nennen soll...

„Gib ihm doch endlich die Hand!“ sagt nun Rosa nicht ohne Ärger in der Stimme über das Getue des Kindes.

„Johanna — ich bin doch dein Vater!“ ruft Johann Gegenstach und geht dem Mädchen mit einem Schritte entgegen. Johanna aber weicht zurück und wendet das Gesicht plötzlich ab.

Es ist ein höchst peinlicher Augenblick...

„Was hat denn nun das dumme Mädchen?“ murt Rosa jetzt halblaut.

„Freust du dich nicht, deinen Vater zu sehen?“ fragt nun Johann Gegenstach mit bebender Stimme und von einer unwiderstehlichen Wehmut erfaßt.

„Wie? Freuen soll ich mich?“ sagt nun Johanna endlich, langsam und deutlich jedes Wort betonend: „Freuen soll ich mich, den Mann zu sehen, der meiner Mutter das Herz gebrochen, der sie ein Leben lang vergessen konnte...!“

Im nächsten Augenblick aber stehen Johann Gegenstach und die alte Rosa ganz dicht vor dem Mädchen. Johann reicht ihm einen Brief — die letzten Zeilen, die er von ihrer Mutter erhalten. Er kann vor Bewegung in diesem Augenblick nicht sprechen, aber seine Finger deuten auf jene Stelle des Briefes, worin es heißt: „...Ich verzeihe Dir alles, ich hab's längst schon getan...“

Johanna liest den Brief und namentlich die bezeichnete Stelle immer wieder; es ist ihr dabei, als spräche die Tote zu ihr aus dem Grabe herauf. — „Meine gute, gute Mutter!“ ruft sie endlich aus und küßt das Papier, welches die ihr so teuren Schriftzüge trägt...

Im nächsten Augenblick aber liegt sie ihrem Vater in den Armen...

„Und es ist doch der Mond!“

Der große englische Dichter Byron war schon in seiner Jugend von einer geradezu fanatischen Wahrheitsliebe. Eines Tages — er war noch ein Knabe — wohnte er einer Aufführung von Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung“ bei. Bekanntlich überredet in dieser Komödie Petrucchio seine Katharina, um ihren Widerspruchsgeist zu bändigen, den Mond für die Sonne anzusehen: „Ei, wie du lügst! Es ist ja die liebe Sonne!“ Da hielt es den jungen Byron nicht mehr länger, empört sprang er auf und schrie dem Darsteller zu: „Nein, Sie lügen! Ich sage Ihnen, es ist doch der Mond!“ Sprach's und setzte sich befriedigt nieder.

Schwierig

Arzt: „Der Furunkel im Genick ist zwar nicht gefährlich, aber Sie dürfen ihn doch nicht aus dem Auge lassen.“